

Dulce Chacón

Was Hortensia
nicht mehr erzählen konnte

Übersetzt aus dem Spanischen
von Friederike Hofert

w_orten
& meer

1

Die Frau, die sterben würde, hieß Hortensia. Sie hatte dunkle Augen und sprach immer leise. Nur wenn sich ihr Mund mit Lachen füllte, entschlüpfte ihr ein »Ay madre mía de mi vida«, das sie noch nicht zu kontrollieren wusste und das sie immer wieder rief, während sie sich den Bauch hielt. Den Großteil des Tages brachte sie damit zu, in ein blaues Heft zu schreiben. Ihr langes Haar hatte sie zu einem Zopf geflochten, der ihr über den Rücken reichte. Sie war im achten Monat schwanger.

Sie hatte sich bereits daran gewöhnt, leise zu sprechen, es fiel ihr nicht leicht, aber sie hatte sich daran gewöhnt. Sie hatte gelernt, keine Fragen zu stellen, zu akzeptieren, dass die Niederlage bis in den letzten Winkel kroch, in den allerletzten Winkel, ohne um Erlaubnis zu bitten und ohne sich zu erklären. Und sie hatte Hunger, ihr war kalt und die Knie taten ihr weh, aber sie konnte einfach nicht aufhören zu lachen.

Sie lachte.

Sie lachte, weil Elvira, die Jüngste unter ihren Genossinnen, aus einem mit Kichererbsen gefüllten Handschuh den Kopf einer Handpuppe geformt hatte, der jetzt zu schwer war, um ihn richtig zu bewegen. Aber Elvira gab nicht auf. Ihre winzigen Finger kämpften mit dem Baumwollhandschuh und ihre zu einem Piepsen verstellte Stimme begleitete die Darbietung, mit der sie die Angst vertreiben wollte.

Elviras Angst. Hortensias Angst. Die Angst der Frauen, die auch immer leise sprachen. Die Angst in ihren Stimmen. Und die Angst in ihren Blicken, die umherirrten, um kein Blut sehen zu müssen. Um nicht die Angst sehen zu müssen, die auch in den Blicken ihrer Angehörigen umherirrte.

Es war Besuchstag.

Die Frau, die sterben würde, wusste nicht, dass sie sterben würde.

Elviras Puppe wird in ihrer rechten Hand wieder zu einem Handschuh. Hortensia sieht ihn an, streichelt dabei weiter ihren Bauch und hofft, dass Elvira ihren Blick nicht bemerkt. Ein Handschuh. Ein einfacher Handschuh, ein winziger Handschuh, der von den liebevollen Händen einer Mutter genäht wurde, kann großen Kummer bereiten, wenn er nicht umsichtig genug gehändelt wird, wenn sich die Vorsicht verabschiedet, einer kurzen Unachtsamkeit weicht, nur für einen Augenblick, lang genug, dass ein Kopf sich dreht, dass Augen sehen, was sie besser nicht sehen sollten.

Hortensia saß neben Elvira im Besuchszimmer, einem Raum mit einem von engmaschigem Drahtzaun abgetrennten Gang in der Mitte. In dem Gang patrouillierte eine Wärterin und bewachte die Insassinnen und ihre Familien. Elvira wurde von ihrem Großvater besucht, Hortensia von ihrer Schwester Pepa. Für alle vier war es unmöglich, auch nur ein klares Wort zu hören. Hortensia gab ihrer Schwester durch Gesten zu verstehen, dass ihre Schwangerschaft ihr keinerlei Probleme bereitete. Die Wörter, mit denen sie Pepa viele Küsse an ihren Mann mitgab, sprach sie ganz langsam und deutlich aus, eins nach dem anderen, knapp und präzise. Und sie umarmte sich selbst, um ihm eine Umarmung zu schicken.

Durch das Stimmengewirr der Besuchenden konnte Hortensia ihre Schwester nicht verstehen. Schreiend versuchte Pepa ihr mit-

zuteilen, dass für ihre Verhandlung noch immer kein Termin festgesetzt worden war.

»Dass wir immer noch nicht wissen, wann deine Verhandlung ist.«

»Was?«

»Die Verhandlung, wir wissen gar nichts.«

Hortensia umklammerte das Drahtgitter am Gang, der sie von Pepa trennte. Pepa umklammerte das Drahtgitter vor sich, um näher bei Hortensia zu sein. In diesem Moment sahen sie beide, wie die Wärterin, die den Gang entlangief, den Kopf drehte und ihr Blick an Elviras Handschuh hängen blieb.

3

An den Kichererbsen des Marionettenkopfs klebte noch Blut. Unter dem verwunderten Blick ihres Großvaters, der von der anderen Seite des Gangs herübersah, holte Elvira die Puppe hervor. Sie hielt den Handschuh in die Höhe. Die Wärterin glaubte, dass die junge Frau ihrem Großvater nur etwas vorführen wollte und ging mit festen Schritten und auf dem Rücken verschränkten Händen weiter den Gang hinunter. Als die Wärterin sich weit genug von ihr entfernt hatte, holte Elvira die blutverklebten Kichererbsen heraus und deutete auf ihre Knie.

Durch die Entfernung und das Halbdunkel konnte der Alte die Wunden an den Knien seiner Enkelin nicht erkennen. Sie bluteten noch.

Die Wärterin bleibt abrupt stehen. Sie dreht den Kopf. Ihre Miene verhärtet sich. Sie schreit: »Elvira, zurück!«, setzt sich langsam wieder in Bewegung und läuft mit zu einem grimassenhaften Lächeln zusammengepressten Lippen auf Elvira zu. Sie wringt die Hände, ohne sie aus der Verschränkung hinter ihrem Rücken zu lösen und schreit erneut:

»Elvira, zurück!«

Elvira geht einen Schritt zurück und weicht damit der linken Hand aus, mit der die Wärterin auf Höhe von Elviras Gesicht gegen die Absperrung schlägt.

»Für dich ist die Besuchszeit vorbei. Du gehst sofort in deinen Trakt und wartest dort auf mich.«

Und in Richtung des Großvaters fügt sie jetzt leiser hinzu:

»Gehen Sie.«

Der Alte sieht die Besucherin neben ihm an, die Schwester von der, die sterben wird, Pepa. Er sieht sie ratlos an, fragt aber nicht, was geschehen ist. Es ist besser, keine Fragen zu stellen.

»Gehen Sie, alter Mann, für Sie und Ihre Enkelin ist die Besuchszeit vorbei.«

Elvira steckt die Kichererbsen in die Tasche. Sie umschließt den Handschuh mit ihrer winzigen Hand, vergräbt sie in der Tasche und unterdrückt das Bedürfnis, zum Abschied zu winken. Auch der Alte wagt nicht, sich von ihr zu verabschieden. Er sieht sie an. Und dreht sich um. Bahnt sich den Weg durch die Angehörigen, die weiter durcheinanderrufen und in die Lücke drängen, die er an dem Metallgitter hinterlassen hat. Und er geht und hat nichts verstanden.

Nichts. Gar nichts.

4

Es hatte nicht geschneit. Im Hof stellten sich die Frauen im Kreis auf, um sich gegenseitig ein wenig Wärme zu spenden. Ein wenig. Sie blickten in den Himmel und hofften auf Schnee. »Wenn es schneit, wird es wärmer«, behauptete Reme, die Älteste in der Gruppe, während Tomasa, eine aus der Extremadura mit fahlgelber Haut und schmalen Augen, sie skeptisch ansah.

»Wenn ichs dir doch sage, dann wirds milder.«

»Du musst es ja wissen.«

»Ja, weiß ich. Das hat mir mein Sohn erzählt und der lebt in León. Und als es letztes Jahr geschneit hat, wurde es auch milder.«

»Wir werden ja sehen.«

Seit drei Tagen blickten sie schon in den Himmel.

»Und was macht dein Sohn in León?«

»Er arbeitet im Bergwerk.«

»Und hat er schon das Meer gesehen?«

»Aber in León gibts gar kein Meer.«

»Ach so.«

»Aber er hat mal die Pasionaria gesehen.«

»Erzähl doch nichts!«

Um ihre Finger zu beschäftigen, kämmte Reme damit durch Hortensias Haar, flocht ihr immer wieder einen Zopf, den sie sofort wieder löste.

»So lange Haare hab ich auch mal gehabt. Und so schwarze.«

»Und dein Sohn hat die Pasionaria wirklich gesehen? Dolores Ibárruri persönlich?«

»Von weitem, aber er hat sie gesehen.«

Drei Tage blickten sie schon in den Himmel. Und drei Tage hatte Elvira ihn nicht sehen können. Die drei Tage, die sie zur Strafe in der Einzelzelle war, weil sie versucht hatte, ihrem Großvater zu sagen, dass sie die brutalen Verhöre ertragen hatte, auf Kichererbsen kniend, ohne ein Wort zu sagen, ohne auf eine einzige Frage zu antworten, ohne die Identität ihres Bruders Paulino preiszugeben.

Und jetzt saß sie in einer Ecke des Hofes, weil sie sich nicht in den Kreis stellen wollte, in dem Tomasa, Reme und Hortensia versuchten, sich gegenseitig etwas Wärme zu spenden, und strich sich mit den Handschuhen, die ihre Mutter ihr genäht hatte, über die Wangen.

Und sie hustete.

»Elvira geht es schlecht.«

»Seit sie aus dem ›Eimer‹ raus ist, hat sie Fieber.«

»Das müssen wir der Guardia Civil melden.«

»Und was soll das bringen?«

Reme hörte auf, Hortensias Zopf zu flechten.

»Ich gehe.«

»Ich werd dich nicht aufhalten.«

»Immer hast du irgendwas zu nörgeln. Immer nur nörgeln, nörgeln, nörgeln. Nichts als nörgeln. Verdammte Scheiße!«

Unter ihrem wollenen Schultertuch stemmte Tomasa die Hände in die Hüfte und stellte sich direkt vor Reme.

»Und was, verflucht noch mal, sollen wir hier sonst tun?«

Die Streitereien zwischen Tomasa und Reme dauerten nie lange. Meist schritt Hortensia ein, bevor sie sich in Rage reden konnten, und beruhigte sie schnell wieder. Aber diesmal hörte Hortensia sie

nicht einmal. Weil sie nur auf Elvira achtete. Sie sah sie an und hoffte, dass Elvira es nicht bemerkte.

Hortensia streichelt ihren Bauch jetzt nicht mehr. Mit in den Rücken gestützten Händen geht sie zu der Ecke, in der Elvira sich mit den Handschuhen, die ihre Mutter kurz vor ihrem Tod genäht hat, über die Wange streicht.

Elvira zittert.

5

Fieber ist nichts weiter als eine andere Form des Deliriums. Delirieren ist Träumen. Und Träumen das Gefühl, weit weg zu sein. Träumen ist, wieder zu Hause zu sein. Weit weg. Es riecht nach Mandarinen. Elvira ist zu Hause. Und lauscht gebannt der Musik im Radio.

Ojos verdes, verdes como la albahaca ...

Augen so grün, so grün wie Basilikum ...

Elvira liebt Miguel de Molina und Celia Gámez und die Zarzuela, die Zarzuela gefällt ihr sehr, sie liebt diese Art des Musiktheaters genau wie sie Antoñita Colomé und Doña Concha Piquer liebt. Sie wäre so gern eine Sängerin, der die Meister Valverde, León und Quiroga ein Stück wie *Ojos verdes* komponieren, über grüne Augen, die wie Messerklingen blitzen.

... y el verde, verde limón.

... und das Grün, so grün wie Limetten.

Aber ihr Vater hat ihrer Mutter, Doña Martina, ein für alle Mal verboten, die Fantasie des Kindes weiter zu beflügeln. Und Doña Martina schaltet jedes Mal das Radio aus, wenn sie glaubt, dass sich ihr Ehemann nähert. Sie hält die Lieder nicht für obszön, aber sie schaltet das Radio aus, damit er sich nicht aufregt.

»Mamá.«

Doña Martina hat das Radio ausgeschaltet. Und Reme kehrt mit der Nachricht zurück, dass auf der Krankenstation kein Bett mehr frei ist, dass die Wärterin gesagt hat, die Krankenstation sei voll.

Und dass sie kein Herz hat, hat Reme gesagt:

»Die Guardistin hat kein Herz.«

Mit geschlossenen Lidern senkt die aus der Extremadura mit der fahlgelben Haut das Kinn und presst die Lippen zu einem wortlosen »Ich hab's dir doch gesagt« zusammen. Aus Angst, dass sie durch eine Ansteckung das Kind verlieren könnte, lässt sie Hortensia nicht in Elviras Nähe.

»Geh da weg! Das fehlt uns noch. Als hätten wir nicht schon genug um die Ohren.«

Und sie legt weiter kalte Tücher auf die glühende Stirn, auf die glühenden Arme, in den Nacken und um den Hals.

»Mamá.«

Doch das Fieber will nicht sinken. Das Delirium hält den Traum in Elviras geöffneten Augen, ohne dass der Vater es bemerkt, singt sie ihrem Bruder und ihrer Mutter ein Couplet vor. Sie klatschen. Elvira fühlt sich wie eine Künstlerin. »Ich werde wohl nie verstehen, woher du diesen Esprit hast«, sagt ihre Mutter und stellt einen ganzen Berg Mandarinen auf den Tisch. »Ich werde es nie verstehen«, wiederholt sie.

»Ich kann es mir einfach nicht erklären.«

Und Doña Martina kann es sich einfach nicht erklären, weil sie in Pamplona als Tochter eines ziemlich langweiligen Militärangehörigen auf die Welt kam und in Burgos einen – soweit das überhaupt möglich ist – sogar noch langweiligeren Militärangehörigen heiratete und weder bei sich noch in ihrer Familie oder in der ihres Mannes jemals einen Funken Witz oder Esprit entdeckt hat.

»Das war Valencia, Mamá. Die Sonne. Die Blumen. Das Klima. Valencia ist schuld. Und du, weil du sie hier in die Welt gesetzt hast wie eine Orange.«

Paulino lächelt. Paulino. Ihr großer Bruder. Ihr Held, obwohl er da noch nicht in den Krieg gezogen ist. Elvira betet Paulino an, der sich über sie und über ihre Mutter und über beide zusammen lustig macht, und über den sie sich beklagt:

»Mamá.«

Und Hortensia schreibt in ihr blaues Heft. Sie schreibt Felipe. Sie schreibt, dass sie die Tritte des Kindes spürt, und dass es wie er heißen soll, wenn es ein Junge wird. Sie schreibt, dass sie glaubt, Elvirita wird sterben, genau wie Amparo und Celita gestorben sind, die immer weiter gehustet haben, so wie auch die Kinder von Josefa und Amalia aus dem Müttertrakt gestorben sind. Sie schreibt, dass die kleine Rothaarige schreckliches Fieber hat. Und dass sie nichts tun können, als ihr den Saft der halben Orangen einzuflößen, die jede von ihnen als Nachtisch bekommt. Sie schreibt, dass das nicht viel ist, weil die Orangen sehr trocken sind.

»Mamá.«

Reme und Tomasa sehen sich an, und sie sehen Hortensia an. Reme denkt an ihre Mutter. Obwohl ihre Mutter seit über zwanzig Jahren tot ist, wollte sie so oft nach ihr rufen, wie Elvira jetzt nach ihrer ruft, so oft, aber sie hatte nie den Mut. Tomasa richtet das Mädchen auf und flößt ihr den Saft der Nachtischorangen löffelweise ein. Elvira schluckt. Und nach jedem Löffel klagt sie:

»Mamá.«

Auch Tomasa sehnt sich nach ihrer Mutter, genau wie Hortensia, die den Blick von dem blauen Heft hebt.

»Mamá.«

Und die Klage Elviras ist die Klage aller.